



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Literatur.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die echten, alten Kinderlieder brauchten nur wieder lebendig gemacht zu werden, die Kindergärtnerinnen vor allen müßten sie singen lernen, die Mütter sie wieder singen lernen, so hätten wir, was wir brauchen. Den heimischen Vorrath durch ausländisches Gut zu vermehren, ist ganz überflüssig, aber es würde kein Unglück sein; es ist aber auch — ganz unmöglich. So taktvoll und liebenswürdig der Herausgeber seine französischen Kinderlieder in's Deutsche gebracht hat — jenen undefinirbaren Zauber, der auf dem echten Kinderliede ruht, hat er seinen Uebersetzungen nicht mitgeben können. Die meisten darunter klingen eben — übersetzt, und die abgerundesten, die zur Noth für Originale gelten könnten, klingen so „gebildet“, als ob etwa solche Püppchen sie singen sollten, wie Oskar Bletsch sie gezeichnet hat.

Für Kinder ist also die Sammlung entschieden nicht geeignet. Wohl aber wird sie allen, die sich aus wissenschaftlichem Interesse oder Liebhaberei mit dem Volksmärchen und dem Volksliede beschäftigen, willkommen sein. Zwar greifen diese lieber nach den Originalen, aber wo stecken die Originale? Nun, der Herausgeber hat durch gewissenhafte Quellenachweise dafür gesorgt, daß jeder, der Lust dazu hat, sie sich verschaffen kann.

Literatur.

Die Jesuiten in Nordamerika. Von Franz Parkman. Stuttgart, Wbenheim'sche Verlagsbuchhandlung, 1878.

Ein höchst interessantes Buch über einen Gegenstand, der bisher nur ganz oberflächlich bekannt war. Nach dem Titel könnte man meinen, der Verfasser erzähle uns von dem Wesen und Wirken der Gesellschaft Jesu im Norden des westlichen Continents, wo dieselbe, wie man weiß, in bedenklicher Weise festen Fuß gefaßt und weitreichenden Einfluß gewonnen hat. Dem ist indeß nicht so, das Buch ist vielmehr eine Fortsetzung der Beiträge zur ältesten Geschichte Canada's und der südlichen Nachbarländer, welche Parkman in früheren Schriften geliefert hat, und es berichtet uns von den Versuchen der Jesuiten des siebzehnten Jahrhunderts, die Indianer zu bekehren und eine Art Neufrankreich neben Neuengland zu gründen, ihren Erfolgen, ihren Abenteuern und Leiden und dem schließlichen Scheitern des Unternehmens in Folge des Unterganges des Huronenstammes, auf den die Missionäre vorzugsweise ihr Auge geworfen hatten, und der von den Trolfesen in einem langen, mit entseß-

licher Grausamkeit geführten Kriege bis auf geringe Reste ausgerottet wurde. Eine wunderbare Welt tritt uns hier aus dem bisherigen Dunkel, farblich, plastisch, lebendig, bis in's Detail geschildert entgegen, die Natur der Wildnisse an den nördlichen Seen und Strömen, der Charakter und die Sitten der Rothhäute, die Klugheit und der furchtlose Glaubenseifer der Jesuiten, ihre Standhaftigkeit und Unermüdllichkeit. Episode auf Episode der ergreifendsten Art spielt sich vor unseren Augen ab. Verhungerte Völker, ganze Stämme von Seuchen hingerafft, volkreiche Städte vom Tomahawk und der Brandfackel eines erbarmungslosen Feindes in blutige Aschenhaufen verwandelt, Teufel in Menschengestalt um Martergerüste versammelt und die Opfer mit der Erfindungsgabe des Satans peinigend und verstümmelnd, die Hölle auf Erden — alle diese Nachtbilder ziehen an uns vorüber, während uns in ihrer Mitte die lichten Gestalten der Jesuiten, licht trotz ihres Aberglaubens, durch ihren vor keiner Gefahr zurückschreckenden Opfermuth und ihre Ausdauer in der Verfolgung ihrer Zwecke wie Wesen einer höheren Welt mit Bewunderung erfüllen. Zuletzt legen wir das Buch in der Stimmung hin, die ein erschütterndes Drama hinterläßt.

Neben diesem ästhetischen Werthe des Werkes besitzt es aber auch einen bedeutenden historischen, auf den wir eingehend zurückkommen werden, wenn wir, wie demnächst geschehen soll, ausführliche Mittheilungen aus seinem Inhalt bringen. Für jetzt bemerken wir nur noch, daß der Verfasser durchgängig aus den Quellen geschöpft hat, und daß ihm sehr reichlich fließende Quellen zunächst in den Berichten zu Gebote standen, welche die canadischen Jesuiten vierzig Jahre hindurch in jedem Sommer ihrem Provinzial in Paris abstatten, und welche, durchaus ehrlich und in gutem Glauben geschrieben, als authentische geschichtliche Urkunden zu betrachten sind. Neben diesen offiziellen und 1850 von der canadischen Regierung veröffentlichten Relationen existiren aber noch eine große Menge privater Berichte, Denkschriften, Tagebücher und Briefe, von denen einige vor kurzem ebenfalls gedruckt worden, andere aber nur im Manuscripte vorhanden sind. Parkman hat dieses Material gewissenhaft studirt und verglichen, und es ist ihm, da er die dichterische Ader besitzt, welche wir heutzutage von jedem Geschichtsschreiber verlangen, die Gabe, gut zu gruppiren, das Leben im Kleinen wie im Großen zu sehen und in seiner Darstellung abzuspiegeln, gelungen, die größte Genauigkeit zu erreichen und uns die Vergangenheit aufzuwecken wie sie leibt und lebt. Nur selten hat er unserm Gefühle nach zu viel gethan, sodaß man in der Fülle des Details den Faden zu verlieren Gefahr läuft, und der Fluß der Erzählung durch zu weit ausgepönnene Beschreibung und Schilderung beeinträchtigt wird.

Die Magie und Wahrsagekunst der Chaldäer. Von François Lenormant. Autorisirte und vom Verfasser bedeutend verbesserte und vermehrte deutsche Ausgabe. Jena, Hermann Costenoble. 1878.

Ein interessantes, aber in den Ergebnissen seiner Untersuchungen mit Vorsicht aufzunehmendes Buch. Lenormant ist ein Gelehrter, der auf dem Gebiete der Urgeschichte der alten Völker Westasiens sich erhebliche Verdienste erworben und manchen guten Fund gethan hat, er besitzt einen scharfen Blick, reiche Kenntniß des Details und einen beweglichen Geist, der oft mit Geschick räumlich oder zeitlich weit Auseinanderliegendes nahe rückt und es zuweilen in überraschender Kombination zur Aufhellung von Dunkelheiten verwendet. Ebenso häufig aber geschieht es, daß seine Beweise zu wünschen übrig lassen, daß er mit dem ihm zu Gebote stehenden, in der That ausgebreiteten Wissen, aber zugleich mit allzu reger und zu wenig gezügelter Phantasie zu Schlüssen gelangt, die an das Verfahren von Schnelldenkern erinnern, und daß er uns auf einer Unterlage von Hypothesen ein Gebäude aufführt, das wieder aus gewagten Hypothesen besteht, von ihm selbst aber als im Wesentlichen sicher und feststehend angesehen wird — eine Methode etwa, wie sie der verstorbene Hitzig in seinen Schriften anzuwenden pflegte.

Dies gilt auch von dem vorliegenden Werke. Man ist in der Entzifferung der ältesten Keilinschriften des Euphrat- und Tigrisgebiets in den letzten Jahren bedeutend fortgeschritten, und Vieles, was in der Geschichte der Völker Mesopotamiens dunkel war, ist wenigstens in Dämmerlicht gerückt, aber noch weit mehr davon liegt noch in tiefem Dunkel, und wir sind der Meinung, daß zunächst noch an der Verbesserung der Mittel zur Erkenntniß der Thatfachen, d. h. an der Bervollkommnung der Kunst, die betreffenden Idiome zu verstehen, also philologisch, zu arbeiten ist, ehe der Historiker mit der Hoffnung auf sichere Resultate sein Werk beginnen kann. Lenormant hat diese Ansicht nicht getheilt, und wenn manches, was er mit seinen im allgemeinen unzulänglichen Mitteln enträthseln zu haben glaubt, sich als in der Hauptsache richtig bewähren wird, so wird vieles andere in den Ergebnissen seiner Untersuchung die Probe wahrscheinlich nicht bestehen und durch spätere sprachliche und ethnographische Entdeckungen umgestoßen werden. Auf die Einzelheiten des Werkes einzugehen, ist hier nicht der Ort. Es genüge, zu bemerken, daß der Verfasser sich zunächst die Aufgabe gestellt hat, mit Hilfe einer Anzahl von ihm übertragener Chaldäischer Urkunden festzustellen, was die chaldäische Beschwörungs- und Wahrsagekunst gewesen, daß er dieselbe mit der ägyptischen Magie vergleicht, und daß er sich durch Untersuchung der religiösen Grundlagen der Zauberkunst der Chaldäer darzuthun bemüht, daß sie von derjenigen der Ägypter verschieden ist, und daß sie einen andern Ausgangspunkt hat, nämlich denselben, von

welchem die finnischen Zauberlieder herstammten, wie sie in der Kalewala sich finden, mit andern Worten, daß ihr Ursprung in eine Zeit fällt, wo Babylonien und Chaldäa von „Turaniern“, mit den Ostjaken und andern altaischen Stämmen naheverwandten Völkerschaften, bewohnt waren, oder sagen wir lieber bewohnt gewesen wären. Man sehe sich die Beweisführung des Buches und seine Resultate an, man wird vielem Interessanten begegnen, aber vermuthlich auch das oben über das Verfahren des Verfassers ausgesprochene Urtheil bestätigt finden.

Graf Franz zu Erbach-Erbach. Ein Lebens- und Kulturbild aus dem Ende des 18. und dem Anfange des 19. Jahrhunderts von L. Ferdinand Dieffenbach. Mit dem Porträt des Grafen. Darmstadt, Literarisch-artistische Anstalt, 1879.

In der Geschichte wird es nicht viele so interessante Epochen geben, wie die Jahrzehnte kurz vor und kurz nach Beginn des gegenwärtigen Jahrhunderts. Schroff standen sich die Gegensätze gegenüber. Auf der einen Seite wissenschaftlicher Rückschritt, auf der andern jäher Uebergang zu neuen Lehren, krasser Aberglaube neben absolutem Unglauben, leutselige, aufgeklärte Herrscher neben wüsten Despoten, Joseph II. neben Karl Eugen von Württemberg, Pastor Göze neben Lessing, Cagliostro und St. Germain neben Voltaire und Rousseau. In diese Zeit der Gährung und Scheidung, in der sich die neue Welt von der alten losrang, wurde der Mann geboren, von dem uns hier erzählt wird. Es ist ein mediatisirter kleiner Souverän, der für die Kultur- und Kunstgeschichte eine Bedeutung hat, welche bisher von unserer Literatur nicht hinreichend gewürdigt worden ist. Zu der hohen Bildung, deren sich die deutsche Nation heutzutage erfreut, hat neben den Universtitäten wesentlich die große Anzahl kleiner unabhängiger Gemeinwesen beigetragen, in die Deutschland ehemals zerfiel; nur diese vielen Fürsten- und Grafenhöfe, Abteien und Klöster ermöglichten es, daß die Bildung, deren wir uns erfreuen, alle Gegenden und alle Bevölkerungsschichten bei uns fast gleichmäßig durchdrang, und daß es dabei nicht zu einseitiger Geistesentwicklung kam. Stets neu sich gestaltend, macht der deutsche Genius im Laufe der Jahrhunderte die merkwürdigsten Metamorphosen durch, und wenn seine Produktionskraft ermattet, kräftigt und verjüngt er sich durch Hinabtauchen in die Welt des Alterthums. In der Vermählung Faust's mit Helena hat Goethe uns diesen Vorgang im Leben unserer Nation, diese Verschmelzung der Romantik mit der Antike symbolisch dargestellt. Hier, in unserer Schrift, sehen wir, wie dieselbe sich in der Seele eines edeln Mannes, in einem bescheidenen Städtchen Süddeutschland's, an einem kleinen Grafenhofe vollzog, wie sie auch hier zur geistigen Wiedergeburt unseres Volkes beitrug, und wie sie für ganze Generationen zu einer Fülle von An-

regungen wurde. Wir sehen, wie der Graf Franz sich allmählich entwickelte, und wir begleiten ihn auf seinen Reisen, die ihn mit den interessantesten und bedeutendsten Männern und Frauen in Berührung bringen. In Lausanne besuchen wir eine Adelsakademie der damaligen Zeit, von Genf aus machen wir mit ihm einen Abstecher zu dem „Philosophen von Ferney“, dessen geistreiche Causerie uns vielfach vergnügt, dann durchziehen wir mit ihm die Schweiz, um dann in Lyon Rousseau einen Besuch abzustatten. Später begeben wir uns mit ihm nach Paris und an den Hof Ludwig's XV., wo wir ihm in Verkehr mit allerlei interessanten Persönlichkeiten, mit dem König selbst, mit dem Dauphin, mit Madame Geoffrin, deren Salons die Schöngelister der französischen Metropole in sich versammelten, u. a. sehen und mit ihm dem berüchtigten Scheidungsprozesse des Vicomte de Bombelles und einer Abendandacht zu Ehren der „heiligen“ Frau v. Maintenon beiwohnen. Andere Abschnitte führen uns nach London; an den Hof Friedrich's des Großen; nach Wien zu Kaiser Joseph dem Zweiten, zu Gluck und Metastasio; nach Italien, wo sich bei dem jungen Reisenden die Neigung ausbildete, der Erbach seine berühmten Sammlungen verdankt; nach Venedig, wo wir mit ihm die Bekanntschaft des wunderlichen Halborientalen de Montague machen; nach Rom, wo wir mit ihm dem Papst Clemens dem vierzehnten (Ganganelli) vorgestellt werden; nach Neapel und Florenz. Allenthalben haben wir mit ihm Gelegenheit, lehrreiche Blicke in das Leben der vornehmen Welt und in die Sitten des Volkes zu thun. Die Schilderung des Festes z. B., bei dem in Neapel das Blut des heiligen Januarius fließt, S. 75 ff., ist vielleicht die beste, die existirt. Auch die ferneren Kapitel, welche uns von den Regierungsjahren des Grafen, von seinen Bauten, Ausgrabungen und Sammlungen, seiner zweiten italienischen Reise berichten, uns die Mitarbeiter derselben porträtiren, uns die Rheinbundszeit und die Bestrebungen der Mediatistirten auf dem Wiener Kongresse charakterisiren und schließlich die letzten Lebensjahre des Helden dieser Darstellung schildern, enthalten eine Fülle interessanten Stoffes, und so bildet das Buch einen durchweg lesenswerthen Beitrag zu unserer kulturhistorischen Literatur.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Hühnel & Herrmann in Leipzig.